

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 255.

Dienstag, 31. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Mit der Zeit gelang es mir wohl, die Liebe, das Vertrauen meines Sohnes zu gewinnen, aber noch heute habe ich das bittere Gefühl nicht überwunden, nicht den ersten Platz in meines Kindes Herzen zu be-
sitzen.

Zwei Jahre lebte ich still und zurückgezogen auf Schloß Bergenthal, mich ganz meinem Sohne und der Pflege meines Schwiegervaters widmend.

Als aber dieser gestorben, ergriff mich ein wilder Lebenshunger, ich hatte so einsam gelebt, und plötzlich kam mir das Bewußtsein meiner großen Jugend.

Mit zweiundzwanzig Jahren hatte ich alles erfahren, was eines Menschen Seele an Freud und Leid be-
gegnen kann.

Weit, weit schien das Land meiner Jugend, die Zeit meines ersten, heißen Liebesglückes zu liegen, unabseh-
bar lag der Weg, den ich einsam und liebeleer wandern
sollte.

Nie hatte ich wieder etwas von dir gehört und all-
mählich war auch die Sehnsucht in mir gestorben, die
Sehnsucht, die eins der besten Gefühle in den Men-
schen ist.

Ich hatte keine Lebensziele mehr, kein Hoffen, man
hatte mir das Große im Leben genommen und darum
ward das Kleine mir groß.

Keine Pflicht band mich mehr an zu Hause, an die
Heimatscholle. Ich wollte nicht mehr all den Idealen
und Hoffnungen nachtrauern, an denen das Leben einst
so reich für mich war.

Es gibt ja soviel Surrogate und Opium, das Ver-
gessen zu bringen, wie ein Traum erschien mir die
Zeit, da ich noch Träume hegte, goldige, wunderbare
Träume, da das Leben vor mir lag, herrlich wie ein
Blumengarten in den Märchen.

Jetzt hieß es, den Rest meines vergeudeten Lebens
nicht zu betrauern, sondern zu genießen.

Und ich genoß mein Dasein als reiche, vornehme,
junge und schöne Frau.

In den fashionablen Badeorten, an den Plätzen, da
die große Welt sich trifft, war ich bald eine bekannte
Persönlichkeit, und zu den intimen Zirkeln der Gräfin
Bergen zugelassen zu werden, war der Ehrgeiz vieler,
gehörte sozusagen zum guten Ton.

Vange Jahre hatte ich meinen Sohn stets mit mir,
ich liebte ihn zu sehr, als daß ich mich von ihm trennen
konnte, er war ja das einzige, was mir geblieben, und
sein unschuldiges Kindesdasein war mir Schutz und
Halt in all den Anfechtungen meines Weltlebens.

Dann nahm man ihn mir.

Mein Schwager Albrecht, des Knaben Vormund,
erklärte ihn für zu groß, um nur durch einen Haus-
lehrer unterrichtet zu werden, und mich für zu jung,
um in Begleitung eines so jungen Erziehers die Welt
zu durchreisen, meine alte Gesellschafterin sei kein ge-
nüglicher Schutz gegen böse Verleumdungen, die er auf
dem Namen der Gräfin Bergen nicht dulden dürfe.

Ich kämpfte verzweifelt um mein Kind, ich war be-
reit, das Reiseleben aufzugeben, still auf Bergenthal
nur meinem Knaben zu leben.

Umsonst mein Flehen.

Mein Schwager bestand darauf, daß mein Sohn auf
die Ritterakademie kam, er wäre weiblicher Erziehung
entwachsen.

Ich mußte mich fügen und führte mein Nomaden-
leben weiter. In den Ferien nur sehe ich meinen
Knaben, fast immer auf internationalem Boden, und
jedes Mal scheint er sich innerlich weiter von mir ent-
fernt zu haben.

Nach Bergenthal komme ich nur selten.

Ich bin fremd geworden, wo ich einst so fest ge-
wurzelt. Mein Vater, der nach seiner Pensionierung
zu deinem Bruder und Waltraut gezogen, zürnt mir ob
meines freien Reiselebens, und meine Schwester geht
so vollständig in ihren Pflichten als Frau und Mutter
und Musterlandwirtin auf, daß sie wenig Zeit und Ver-
ständnis für eine Schwester hat, deren Leben so nutzlos,
in so ganz anderen Bahnen dahinfließt. —

Sie schweigt in trübem Sinnen.

Auch der Vater findet lange kein Wort, dann fragt
er leise, als wage er kaum, diese Frage zu stellen, als
fürchte er, kaum vernarbte Wunden aufzureißen: „Und
bist du glücklich bei diesem Leben, Erika?“

Sie sieht ihn an, und niemals meint er diesen
Blick vergessen zu können, etwas Todwundes ist darin,
etwas wie tröstiges Selbstverspotten eines verfehlten
Lebens.

Dann erwidert sie, kurz auflachend: „Ob ich glück-
lich bin, willst du wissen. — Was bedeutet das Wort
„Glück“ überhaupt, ist es nicht ein Begriff, von jedem
anders aufgefaßt, von jedem in anderer Gestalt ersehnt
und erhofft? — Nennt man in reifen Jahren das noch
Glück, was uns in Jugendzeit ein solches erschien?
Wir alle waren anders, als wir später wurden, und
das Schlimmste ist, daß wir alle einmal jung waren
und es nicht vergessen können.“

Sie spricht nicht weiter, es ist, als erwarte sie ein
Wort, eine Bemerkung, als müßte der Freund ihr
ratend helfen. —

Doch er schweigt, da sagt sie forciert lustig: „Doch
warum philosophiere ich, spreche Dinge, die keinen
Zweck und keinen Sinn haben, warum antworte ich
auf deine klare Frage nicht einfach, wie ich antworten
muß. „Wo du nicht bist, da ist das Glück“, das paßt
auf mich. Doch auch ohne Glück kann das Leben sehr
lang sein, da muß man denn die Freuden suchen, wo
man sie findet. — Aber du schweigst immer noch,
Bernier, sieh, ich gab dir eben mein ganzes Vertrauen,
in klaren Umrissen stehen die Jahre meines Lebens
vor dir — willst du nun nicht auch von dir sprechen,
von den Schicksalen, die du fern von mir gehabt hast?“

Er schüttelt wie verneinend das Haupt.

Dann sagt er fest: „Nein, Erika, von meinem Leben
will ich dir nicht sprechen, du würdest kein Verstehen

und auch wohl kein Verzeihen dafür haben. — Anders spielt sich das Dasein ab im Schutze der Grafenkrone, auf des Lebens Höhen, als in den Niederungen der Arbeitsmenschen. Was soll ich dir erzählen von dem, das kam, als ich den bunten Rock auszog? Es kam, wie es kommen mußte, wie es immer kommt, wenn ein Mann, der nichts anderes als sein Waffenhandwerk gelernt, wenn der plötzlich mit den schmalen, vornehmen Händen Brot erwerben soll. — Leicht war es nicht, und noch durchschauert's mich, denn ich an die schmutzigen Garfküchen, wo ich für wenige Groschen den nagenden Hunger stillte, an die winzige Dachkammer ohne Licht und Luft, wo ich mich abends todmüde auf das harte Lager streckte. Doch ich verzagte nicht, ich kämpfte ja für dich, für unsere Zukunft, und so lange deine dunklen Märchenaugen voll goldener Träume mir als Ziel vorhielten, so lange überwand ich Elend und Ermüdung. Dann las ich deine Heirat. — Doch, warum das erwecken, was mich damals durchtobte, warum die Stümpfe aufrühren, in die ich damals taumelte, um Vergessen und Menschenverachtung zu finden. — Dann kam ich doch empor. — Ein Bild: „Der Vampir“, geschaffen in einer Stunde wildesten Menschenhasses und Weltverachtung, brachte mir die silberne Medaille und damit Ruhm und Gold. Seitdem geht es mir gut, ich bin berühmt und reich, und in Paris findet man das Vergessen.“

Sie erschauert, so hart ist sein schmales Gesicht, so verbittert und verachtend klingt seine Stimme.

Sie möchte ihn trösten, ein liebes Wort für ihn finden, dennoch kommt kein Laut über ihre Lippen.

Sie schweigen beide, die Schuld vieler Jahre steht zwischen ihnen und läßt sie die Brücke zu einer Verständigung nicht finden.

Fast schmerzlich brückt die dumpfe Stille auf ihre Nerven und ein erlöstes Aufatmen überkommt sie, als die alte Anne mit der Suppe naht.

„Länger hätte ich es auch nicht mehr ertragen“, ruft der Maler, und das alte Mädchen meint gutmütig lächelnd: „Nehas, so an argen Hunger hat der Herr?“

Die Gräfin aber sieht ihn an, sie liest in seinen Augen den ungestillten Lebenshunger, die heiße Sehnsucht, die nicht sterben kann — sie hat seinen Ausruf wohl richtig verstanden.

Glutrot umleuchtet die untergehende Sonne den Kapellenplatz, spielt über die Malereien des alten Patrizierhauses, das, von wildem Wein umrankt, einladend seine altertümlich geschnitzte Pforte den Gästen öffnet.

„Weinstube zum Mustertrunk“ liest Gräfin Bergen lächelnd, „welch sonderbarer Name“, und ihre Augen blicken den Maler Erklärung heischend an.

Dieser tritt mit seiner Gefährtin die Gaststube, die eine Sehenswürdigkeit der alten Stadt ist.

Nachdem er einige Schoppen des selbstgebauten Frankentweines und einige der berühmt guten Rostwürstel bestellt, beginnt er der Gräfin von dem leuchtenden Kranze blauer Romantik, der um das alte Städtchen gewunden ist, zu berichten.

Was hatten die alten Türme und Mauern doch alles im Laufe der Jahrhunderte erlebt, von dem bedeutamen Tage des Jahres 1377 an, da König Wenzel als Gast des Bürgermeisters Toppler den Reichstag hier abhielt, bis zu dem Heute, da der Fremde wißbegierig den Spuren vergangener Jahrhunderte nachgeht.

Zum schwäbischen Städtebund gehörend, hatte es viel Streitigkeiten und Fehde zu bestehen gehabt.

(Fortsetzung folgt.)



Tapfer ist der Löwensteiger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfer, wer sich selbst bezwang.

J. G. Herder.

Sinaia.

Nachdem unsere siegreichen Truppen sich Predeal erkämpft haben, dürften sie, wenn auch unter weiterem erbittertem Widerstande des Gegners, bald Sinaia erreicht haben, jene feenhafte Sommerresidenz des verstorbenen Königs Karol von Rumänien, von welcher so oft schon die Rede gewesen ist. In der Tat, wie ein Traum aus dem Märchenlande mutet es hier den Fremden an. Bald murmelnd dahinfließende, halb trüchig ausschäumende Wildbäche, Berg und Tal bestanden mit mächtigen Tannen- und Buchenwäldern, in denen schön angelegte und sorgsam gepflegte Wege sich stundenlang dahinziehen, das alles eingerahmt von grotesk geformten Bergriesen, die, in ihren Höhen mit Edelweiß bewachsen, bis hinauf in die Wolken ragen und deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind — wahrlich, ein Bild, das sich jedem unverfälscht in das Gedächtnis prägt, dem es vergönnt ist, diese Herrlichkeit zu schauen. Auf einem dem wilden Gebirge vorlagernden, von der Prahova umspülten Hügel erbaute 1895 der Spatar Michai Cantacuzinu ein Kloster, das derselbe nach dem von ihm kurz vorher besuchten biblischen, seit Jahrhunderten ebenfalls mit einem Kloster bebauten Berge Sinai in Arabien benannte. Nahezu zwei Jahrhunderte lebten hier die frommen Mönche in ihrer Waldeinsamkeit, selten aufgesucht von müden Wanderern, welche den Weg über den Predealpaß genommen hatten oder nehmen wollten, bis König Karol auf seinen Reisen durch das ihm anvertraute Land ihr Kloster besat. Seit diesem Zeitpunkt ist Sinaia seiner Weltabgeschlossenheit entrückt. Überwältigt von der Schönheit der landschaftlichen Szenerie und entzückt von der milden reinen Gebirgsluft, beschloß Karol die Sommermonate im Kloster zu verbringen, und durch viele Jahre war er ein ständiger Gast der Mönche. Gern begnügte er sich mit seiner Gemahlin mit den wenigen und kleinen Zimmern, die die Mönche ihm zur Verfügung stellen konnten, Räume, die so beschränkt waren, daß die Mahlzeiten in der Säulenhalle eingenommen werden mußten, welche den Klosterzellen entlang dem Hofe zu gerichtet steht. Aber schließlich mußte man doch daran denken, ein eigenes, den fürstlichen Ansprüchen und Repräsentationspflichten entsprechendes Heim zu errichten, und so entstand in dem Fürsten der Plan, hier einen Sommeritz zu erbauen. Aber erst nach langen Verhandlungen wegen eines Baugrundes, die dadurch bedingt waren, daß das von Karol gewählte Areal zu dem unveräußerlichen Besitz des Klosters gehörte, war es möglich, 1874 mit dem Bau zu beginnen.

Fürst Karol selbst zeichnete die Skizzen, die dann der Wiener Baumeister Doderer, der mit der Bauausführung beauftragt wurde, in genauere Pläne ausarbeitete. Das ursprünglich umfassendere Projekt mußte freilich im Laufe der Zeit nicht unwesentlich eingeschränkt werden, indessen ist doch ein Schloß entstanden, das seinesgleichen sucht. Manches ist ja später von den früheren Plänen auch nachgeholt worden. „Pelesch“ hat König Karol das 1894 vollendete Schloß genannt nach dem Bache, der unweit desselben entspringt. Es ist ein im altdeutschen Stil errichteter, in seinen Motiven dem Charakter des ihn umgebenden Hochwaldes angepaßter Bau, der mit seinen Erkern und Galerien, seinen Außenscheiben und Türmen uns gar lieblich anmutet. Im Innern ist das Schloß reich mit Holzschnitzereien versehen und in allen Teilen auf das prächtigste und zugleich traulichste eingerichtet. Zahllos sind die Gegenstände, die in dem Schloße aufgestellt gefunden: Geschenke gekrönter Häupter und Liebesgaben des rumänischen Volkes, kunstvolle Schnitzereien von der Hand des Königs Karol und Gemälde von der Staffelei seiner Gemahlin, der unbegonnenen Carmen Sylva. Vor dem Schloße sind auf weitem Plane Teppichbeete angelegt, und der dicht an das Schloß anstoßende Wald ist parkähnlich umgestaltet. Tief im Waldbesinnern auf hoher Bergeslehne, von wo man einen herrlichen Ausblick hat, erblickt man im Geäst starkstämmiger Tannen einen wunderlichen Bau: „Das Nest der Kronprinzessin“, wie er nach der jetzigen Königin Marie, der einstigen Kronprinzessin, genannt wurde. Auf zum Teil ihrer Krone beraubten Bäumen ist ein Miniaturhäuschen im Schweizer Stil errichtet, welches außer einer an einem Teil der Außenseite sich hingiehenden schmalen Veranda eine kleine Küche, ein hübsch getäfeltes kleines Wohnzimmer sowie einen kleinen Salon enthält. Der Zugang zu diesem lustigen Bau geschieht von einem kleinen Turme aus, von dem eine Zugbrücke zu dem Häuschen hinüberführt. Einige hundert Schritte rechts vom Schloße Pelesch befindet sich ein Wacht-

Isola und in dessen Nachbarschaft das Schloß Petišchor, das dem früheren Kronprinzen, jetzigen Königsprince, bei Lebzeiten des Königs Karol zum Aufenthalte diente. Die Wahl Sinais zum Sommeraufenthalte des Königs lenkte auch die Aufmerksamkeit der kaisertreuen Gesellschaft auf dasselbe, und es entstand binnen wenigen Jahren rings um das Kloster eine Kolonie hübscher Villen, die insbesondere seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Kloești-Predeal, durch welche auch Sinaia von dem Schienenstrang berührt wird, bald so zahlreich wurden, daß sich jetzt Sinaia als eine hübsche, moderne Stadt repräsentiert, geschmückt mit schönen Straßen, Boulevards, komfortablen Hotels, einem mit einem Raffinement ausgestatteten Kasino, in dem auch Spielsäle nicht fehlen, einem Kurpark und allen sonstigen Ertragschaften der Jetztzeit. So hat sich Sinaia zu einem von nah und fern zahlreich besuchten Lufstbade allerersten Ranges entwickelt. Zahlreich sind die Wege und fahrbaren Straßen, die von hier aus zu den benachbarten, ebenfalls als Sommerfrischen in Aufnahme genommenen Orten Busteni, Hojana-Trapuli, Azuga und Predeal und nach anderen Punkten der Landesgrenze führen, und wie gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß dieselben jetzt sehr fleißig benutzt werden, um die Verteidigung dieses Gebietes gegen die über den Predeal-Paß vordringenden Deutschen, Österreicher und Ungarn so hartnäckig wie möglich zu gestalten. (Bens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Persönliches aus dem Leben des Grafen Stürgkh. Aus dem Leben des Grafen Stürgkh werden uns von unserem Wiener Mitarbeiter noch folgende Einzelheiten mitgeteilt: In dem Leben des Grafen Stürgkh gab es merkwürdige Gleichnisse und Analogien. Der verbrecherische Anschlag eines Wahnsinnigen hatte ihn in den Zenit, von Macht und Wirkung gehoben; das Attentat eines geisteskranken Fanatikers hat ihn aus dem Dasein gerissen. Graf Stürgkh war Ministerpräsident geworden, nachdem der Serbokrate Rejusch im Oktober 1911 von der Tribüne des Parlaments während einer Rede des Abgeordneten Viktor Adler auf das Ministerium Gausch gefeuert hatte. Das Kabinett, dem Graf Stürgkh damals seinen Namen gab, hatte ganz seinen Geist und seine bornehme stille Art. Graf Stürgkh war ein „Philosoph im Ministerstuhl“, ein Mann von ungewöhnlicher Belesenheit und umfassender Bildung, der die alten griechischen und römischen Klassiker liebte, die Gymnasialbildung über alles stellte und seit seiner Gründung auch jenem Verein angehörte, der den seltsamen Namen „Die Freunde des humanistischen Gymnasiums“ führt. Das erste Ministerium des Grafen Stürgkh war denn auch eine Versammlung von Wissen, Bildung, Fachkenntnis und Gelehrsamkeit. Nicht weniger als zwei Universitätsprofessoren gehörten ihm an: Dr. Robert Meyer (Finanzen) und Dr. v. Husarek (Unterricht); dazu der beste Kenner der Eisenbahnwesen Baron v. Forster. Es war ein großes Kabinett, ein „Kabinett der Köpfe und Kapazitäten“. Allein die Rede, mit der damals Graf Stürgkh vor das Abgeordnetenhaus trat, machte nur geringen Eindruck. Es war nicht seine erste Rede, denn fast 13 Jahre (1891—1906) hatte Graf Stürgkh mit geringen Unterbrechungen dem früheren Volkshaus, dem Kurienparlament, angehört. Doch die Zeiten hatten sich geändert, und die Abgeordneten des allgemeinen Wahlrechts brachten wenig Verständnis mit für die großangelegte klassische Oratorik des Grafen Stürgkh mit den langen, weisheitsweis aufgetauten Perioden und ihrem Mangel an knapper Schlagkraft in der Debatte. Graf Stürgkh sprach Schriftdeutsch, ja — unerhört! — er redete im Imperfektum. Bald aber erkannte Graf Stürgkh die Änderung des Verhandlungstons, und mit seinem überlegenen Geist und unermüdblichen Eifer eignete er sich an, was ihm fehlte. Er war eine rastlose Arbeitsnatur, die vom frühen Morgen bis in die Nacht an seinem Schreibtisch saß. Man hat den Grafen Stürgkh weder beim Rennen in der Freudenau, noch auf dem Ringstraßenkarso, noch bei präzedenzhaften Festen viel gesehen. Er war keine Figur auf der Wiener Straße wie Graf Goluchowski, Baron Wienerth oder Dr. v. Koerber. Dennoch hatte er ganz wienerische Privatgewohnheiten. Er war ein Junggeselle mit echten Junggesellenallüren. Noch als einfacher Abgeordneter erschien er täglich in dem Literaten-

kaffee „Zentral“, wo ein turmhoher Stoß Zeitungen für ihn bereitliegen mußte. Bei einem Glas Bier und einer Virginia-Zigarre schrieb er damals seine politischen Zeitungsartikel, die allwöchentlich in einer großen Wiener Tageszeitung erschienen. Aber auch als Ministerpräsident ließ er nicht von seinen Junggesellengewohnheiten, er saß täglich in einem mittleren bürgerlichen Restaurant, bei Meißl und Schödn auf dem Neuen Markt und nachtmahlte im Kaffee Bucher auf dem Kohlmarkt. Er lebte ungemein einfach und schlicht, denn von Haus aus war Graf Stürgkh wenig begütert. Er hatte ein kleines Besitztum im steirischen Galbenrain bei Radkersburg. In Graz, wo er eigentlich zu Hause war, nannte man ihn den „sparsamen Grafen“. Seine Karriere, die ihn später an die Spitze des Staates führte, hatte Graf Stürgkh im Jahre 1893 aus Gefinnungsrücksichten aufgegeben, weil ihm der damalige antideutsche Kurs des Ministeriums gegen die Überzeugung ging. Er sprach nicht viel davon, aber es sollte ihm nie vergessen werden! Auch sonst sprach Graf Stürgkh nie von sich und seinen Leistungen. Er hatte nicht die Gabe, sich zu inszenieren. Dennoch hat es die Tragödie seines Todes bewirkt, daß zum ersten Male seit zwei Jahren der Krieg über einem anderen Ereignis in den Hintergrund trat und daß ganz Wien mit der Ermordung des Ministerpräsidenten voll auf für 24 Stunden beschäftigt war.

Der allmächtige Kriegswucher in Frankreich. In keinem der kriegführenden Länder scheint der Kriegswucher auf die verschiedensten Zweige des öffentlichen Lebens eine so empfindliche Wirkung auszuüben, wie in Frankreich. Dies ist die Meinung, zu der Gustave Téry nach einem Besuch des Hafens von Rouen kommt. Wie Téry im „L'Œuvre“ ausführt, sind fast alle Schwierigkeiten in Frankreich, von denen der Papiermangel, das Verschwinden einzelner Lebensmittel-orten und die Transportkrise im Schiffs- und Bahnverkehr am häufigsten genannt werden, alle auf ein und denselben Grund zurückzuführen, nämlich auf die verbrecherische Kriegsspekulation der Industriellen, die Unmengen von Waren und Rohmaterialien monatelang liegen lassen, um so künftig die Preise hochzuschrauben. „Ich habe das alte Colosseum in Rom gesehen“, ruft Téry aus, „ich habe die Pyramiden von Ägypten gesehen, aber nichts machte mir einen so unermeßlichen Eindruck der gewaltigsten, unübersehbaren Massenanhäufungen, wie die Fracht, die auf den Kais des Hafens von Rouen monatelang liegt, während wir im Lande selbst schon mit einem Bruchteil dieser Waren zufrieden wären, der sofort ein Sinken der schwindelhaft hohen Preise zur Folge haben müßte. Bisher wurde immer behauptet, daß die Fehler im Transportwesen an allen Unzulänglichkeiten der französischen Kriegswirtschaft schuld seien. Aber die Transportkrise ist keineswegs als eine Ursache, sondern nur als eine Wirkung zu betrachten. Nämlich als eine der vielen Wirkungen der verbrecherischen Feuerungspolitik unserer Kriegswucherer, gegen die unsere Regierung unbegreiflicherweise bisher noch immer nichts auszurichten vermochte. Die Waren bleiben nicht liegen, weil man keine Transportmittel hat, sondern weil die Fabrikanten die Rohmaterialien noch nicht annehmen wollen, da sie mit ihrer Verarbeitung warten, bis dem bekrängten Publikum noch höhere Preise ausbezahlt werden können. Darum stapeln sich die Frachtladungen auf den Güterbahnhöfen und in den Häfen, so daß die neuankommenden Büge und die neuankommenden Schiffe aus Platzmangel nicht ausgeladen werden können. Darum sind die ägyptischen Pyramiden ein Kinderspiel gegen den Anblick, den der Frachthafen von Rouen heute bietet, darum haben wir für die Kriegführung nicht genug Eisenbahnwagen, darum haben wir fortwährend Mangel an Papier und darum müssen wir alles dreifach und vierfach bezahlen. Der Kriegswucher ist das Grundübel im heutigen Frankreich!“

Londons weibliche Musik. In dieser Zeit der Kämpfe vermochten auch die Mitglieder der Londoner Variétéorchester nicht länger ruhig Blut zu behalten, die männlichen Musiker aller Londoner Variétébühnen und Lichtspielhallen begaben sich auf den Kriegsspfad, und die ganze musikalische Welt auf den britischen Inseln ist in hellen Aufruhr geraten. Das Streitojekt ist, wie bei allen Streiks, die Lohnfrage, und da die von der „Amalgamated Musicians' Union“ gestellte Forderung obgelaufen ist, geriet London in die fürchterliche Gefahr, mit einem Schlag seiner sämtlichen Variétéorchester beraubt zu sein. Aber wie auf dem Gebiete der Munitionserzeugung, so traten auch hier, in dieser neuesten Krise des großen Krieges,

die Frauen als rettende Engel auf den Plan. Innerhalb 24 Stunden wurden die männlichen Musiker durch weibliche ersetzt, und die Varietétheater waren ausverkauft, da jeder Mann die erste Vorstellung mit weiblichem Orchester miterleben wollte. In aller Eile wurde auch eine besondere Uniform für die Mitglieder dieser weiblichen Orchester geschaffen, nämlich weiße, schwarze und rote Blusen mit Spitzenkragen. Die Musiker aber sind begreiflicherweise nicht wenig wütend auf diesen unkameradschaftlichen Sieg des schwachen Geschlechtes, und der ohnedies schon große Born der Londoner Angestellten gegen den Eroberungszug der Frauen auf dem Arbeitsmarkt hat in einem solchen Maße zugenommen, daß die Regierung der Lösung dieses neuen Zwistes nicht gerade mit Vergnügen entgegen sieht.

Kriegsbild aus Archangel. Archangel, der nördlichste Handelshafen Rußlands, hat in diesem Krieg eine außerordentlich schnelle und unerwartete Entwicklung durchgemacht, die durch die Bedeutung des Hafens für die Versorgung Rußlands mit ausländischem Kriegsmaterial hervorgerufen wurde. Aus dem früher ziemlich öden, nördlich einsamen Hafenplatz wurde ein internationaler Marinetreffpunkt, dessen Leben und Treiben der Berichterstatter Stephen Graham der „Times“ schildert. „Schiffe aus allen Ländern der Welt ankern im Hafen von Archangel, und die Zufahrtsstraßen sind mit Eisenbahnwagen und Frachten aller Art verstopft. Während ein Jahr vor dem Kriege nicht mehr als 50 Schiffe in der eisfreien Zeit in Archangel einliefen, ist heute der Hafen von Seefahrzeugen aller Art fast blockiert. Große Überseedampfer, Transporte, kleine Küstenfahrer und dreideckige Flugboote sind eng aneinander gereiht. Der Rauch aus den Schloten all dieser Schiffe bildet über der Stadt eine ewige Wolke, die man schon aus großer Ferne wie einen dunklen Nebel erblickt. In der Stadt selbst treffen sich Leute aus aller Herren Ländern, entsprechend den Farben der Schiffe. An den Masten sieht man norwegische und amerikanische Flaggen, dieselben Farben großflächig an den Bordwänden aufgemalt, weiterhin russische und französische Handelsflaggen und am meisten englische Fahnen. Im Hauptgasthof von Archangel glaubt man in England zu sein, denn hier sind die Führer aller englischen Handelsschiffe, und nur die Bediensteten sprechen Russisch. Einen internationalen Kapitänsstammtisch gibt es im „Café Paris“, und hier kommt es häufig vor, daß es der ganzen Gesellschaft unmöglich wird, sich gegenseitig zu verständigen. Seltsam sieht es auch im Zuschauerraum des kleinen Theaters von Archangel aus. Da sieht man Nord- und Südländer nebeneinander sitzen, und kein Mensch aus dem Publikum versteht auch nur ein Wort von dem, was auf der Bühne gesprochen wird. Vielfach schleppen sich die englischen Seeleute mit russischen Wörterbüchern, in denen sie aber vergeblich studieren, und trotz allen Fleißes müssen sie immer wieder seufzend erklären, daß Russisch eine unmögliche Sprache sei. Reulich wurde in Archangel — und dies war die Sensation des Jahres — die elektrische Straßenbahn eröffnet. Es ist die nördlichste Straßenbahn der Welt. Die Eröffnungsfeier war für westeuropäische Gemüter sehr merkwürdig. Sie fand, unter Teilnahme aller namhaften Beamten der Stadt, in den Räumen des Hauptelektrizitätswerkes statt. Schon vor dem Maschinenhaus begegneten wir einer Schaar von Priestern in Kirchengewändern, mit einer Menge großer Heiligenbildern an hohen Stangen. Die Einweihung wurde in der Zentralkraftstelle vorgenommen, alles wurde mit Weihwasser besprengt, auch die Köpfe des anwesenden Publikums. Erst nachdem die Gebete verklungen waren, konnte der erste Wagen abfahren. Das Leben hier ist ebenso arbeitsam wie zerstreut und bewegt — so lange die Jahreszeit warm ist, oder das, was man eben in Archangel warm nennt. Mit Eintritt des Winters aber verändert sich das Bild wie mit einem Zauberstrich. Dann wird der Hafen von der Gefahr bedroht, durch den Frost von aller Welt abgeschlossen und zu monatelanger Untätigkeit verurteilt zu werden, wobei auch eine Unmenge Material ungenutzt liegen gelassen werden muß. Im letzten Winter froz der Hafen völlig ein, so daß jeder Verkehr nach der See zu aufgegeben werden mußte. Das Ausladen der dargebrachten Schiffe ging vor sich, indem man vom Hafendam zu den Schiffen Schienen über das Eis legte. Innerhalb 24 Stunden war alles von einer glitzernd weißen, starren und unzerbrechlichen Eis- und Schneedecke überzogen, und

man konnte selbst weit draußen zwischen den größten Dampfmaschinen mit Schlitten oder Wagen auf dem Eise herumfahren. Die Schiffe wacen alle vom Eise eingeschlossen, ja selbst die Eisbrecher staken fest. In solchem Fall ist alle Mühe und Hoffnung vergebens, man muß sich gedulden und warten, bis der Frühling Archangel aus seiner Eisgefangenschaft erlöst. Die Matrosen der eingeschlossenen Schiffe sammelten Zweige und stekten damit von den Schiffen bis zur Stadt auf dem Eise Straßen ab, die eigene Namen erhielten. Auch in diesem Jahre muß, falls der Winter streng wird, mit einem Einfrieren gerechnet werden.“

Ein Besuch in Constanța. Von einem Mitarbeiter, der sich vor einigen Jahren in dem heute von deutschen und bulgarischen Truppen eroberten Constanța aufhielt, erhalten wir die folgende anschauliche Schilderung der rumänischen Hafenstadt: Wenn man sich auf der von Cernavoda nach Constanța führenden Eisenbahn dem genannten Hafen nähert, erblickt man vor der Einfahrt in den oberen Bahnhof rechts tief unten das große Hafenbassin mit seinen Kais und Molen, seinem Gewirr von Schienensträngen, den vielen Petroleumreservoirs, einem mächtigen Getreidesilo und den niedrigen langgestreckten Lagerhäusern. Wie aus einer Vogelschau überblickt man das alles, und die Sehnsucht wird wach, dieses Hafengebiet näher kennen zu lernen. Nach kurzem Aufenthalt auf dem oberen, d. h. dem auf der Stadthöhe gelegenen Bahnhof geht der Zug denn auch in einer Reihe von Kurven zum Hafen herab. Eine langgestreckte, vor den oft wildschäumenden Wellen des gefährlichen Schwarzen Meeres durch eine starke Brustwehr geschützte Mole, die an ihrem äußersten südlichen Ende einen kleinen Leuchtturm trägt, trennt das Hafenbassin von dem Meere, und das Innenwasser zeigt auch dann noch eine glatte Fläche, wenn draußen der Sturm heult und die Wellen haushoch peitscht. Auf dieser Meer- und Hafenwasser voneinander scheidenden Mole befindet sich ein Pavillon, in dem Carmen Sylva oft und gern verweilt. Sie wohnte dann auf einem Schiffe und hielt sich während der Tagesstunden zumeist in dem Pavillon auf. Nördlich anschließend an die Mole sind in den letzten Jahren schöne Strandpromenaden entstanden, auch führt von hier aus eine Fahrstraße nach der Höhe, auf welcher die Stadt liegt. Ich kannte die Stadt schon, als sie noch Küstendje hieß und ein elendes, schmutziges Nest war. Ein Hafen war zwar da, aber so klein und unbequem, daß größere Schiffe weit draußen auf der See ankern mußten. Dieser Hafen ist jetzt nicht mehr vorhanden, nur einige halb im Wasser verschwundene Kai-mauern zeugen noch von ihm, der aber historische Bedeutung beanspruchen darf, denn an dieser Stelle hatten die Römer bereits einen Hafen erbaut für das etwas nördlicher gelegene Tomi. Hier landete einst Ovid, um die Jahre seiner Verbannung in Tomi zu verbringen. Wo dieses einst stand, befindet sich jetzt das Zigeunerviertel Constanças. Ovid selbst hat man inmitten der Stadt ein Denkmal errichtet, das von der Künstlerhand Ettore Fecareas stammt, eines italienischen Bildhauers. Nach dem Übergang der Stadt von den Türken an die Rumänen, wobei auch die Namensveränderung vollzogen wurde, verschwanden die meisten der alten häßlichen Häuser, und eine ganz neue Stadt mit europäischem Anstrich entstand. Gute Hotels, darunter sogar ein sehr vornehmes (Hotel Carol I.), ein Kasino, in welchem der Spielteufel schon manchen leichtsinnigen Rumänen gerupft hat, eine Viehmarkthalle, ein Stadtpark, mehrere Kirchen, darunter die weit hin über das Schwarze Meer leuchtende Kathedrale (auch eine bescheidene deutsch- evangelische Kirche mit daran befindlicher deutscher Schule verdient Erwähnung) machen schon einen ganz großstädtischen Eindruck. Die früher nördlich gelegenen primitiven Häuser sind verschwunden, dagegen sind im Sommer vielbesuchte neue Bäder mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit südlich des Hafens, nicht weit von der dort befindlichen Bierbrauerei, umgeben von einem kleinen schattigen Wald, errichtet worden. Der Verkehr des Hafens in Constanța hat bekanntlich in rascher Folge eine große Ausdehnung gewonnen, und bei Ausbruch des Weltkrieges hatte er nahezu drei Viertel der gesamten rumänischen See- und -Einfuhr an sich gerissen, und zwar auf Kosten der Donauhäfen Galatz und Braila, die mehr und mehr an Bedeutung einbüßen. Um so härter trifft die Rumänen nun die Einnahme der Hafenstadt, die sie ihrer Seeverbindung mit Odessa beraubt.